

RelBib

Bibliography of the Study of Religion

<https://relbib.de>

Dear reader,

the article

“*Jüdische Reuchlin-Bilder*” by Karl Erich Grözing

was originally published in

Johannes Reuchlin und sein Kampf – eine historische Monographie. Mit einem Nachwort von Karl E. Grözing by Max Brod / edited by Hans-Gerd Koch and Hans Dieter Zimmermann. Göttingen: Wallstein (2022), 513-545.

This document has been published under the Creative Commons License Attribution [CC BY-NC-ND 4.0 DE](https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0/de/).

This article is used by permission of [Wallstein Verlag](https://www.wallstein-verlag.de/).

Thank you for supporting Green Open Access.

Your RelBib team

EBERHARD KARLS
UNIVERSITÄT
TÜBINGEN



UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK

Jüdische Reuchlin-Bilder

Josel von Rosheim (1476-1554), der Anwalt und »Befehlshaber« der Juden im Deutschen Reich, war Zeitgenosse von Johannes Reuchlin und »Augenzeuge« von dessen Kampf um den Talmud. Er selbst hat sich in diesen Streit offenbar nicht eingemischt, wohl aber hat er in seinen Erinnerungen eine kurze Notiz über den Pfefferkorn'schen Streit hinterlassen, die man als frühe authentische Beurteilung Reuchlins durch einen Juden betrachten kann:

»Siehe, was sich ereignet hat mit dem Bedränger und Feind, den man mit seinem unreinen Namen *Kazuff* (Metzger) nannte, der anfangs aufstand, um über Einzelne und Viele üble Nachrede zu verbreiten, und nachher in Streit kam mit unbescholtenen Männern, um zu verleumden und ihnen zu schaden, bis er zu der bösen Brut konvertierte, um ganz Israel Not zu bereiten. Er wollte die mündliche Tora und alle heiligen Bücher vernichten und vertilgen. Aber Gott verübte für uns ein Wunder im Wunder, indem er einen guten Mann aus den Weisen der Völker, den Doktor Reuchlin, sandte, um ihn vor dem Papst und Bischof zu besiegen, dass es nämlich nicht rechtens sei, den Talmud und unsere heiligen Bücher zu konfiszieren. Und dem Bedränger wurde seine Schmach heimgezahlt,¹ er kreperte in Köln. ›Wenn die Frevler untergehen herrscht Jubel² ›und Freude bei den Juden.³«⁴

1 Nach Ps 70,4.

2 Prov 11,10.

3 Vgl. Esther 8,17.

4 R. Joseph Isch Rosheim, *Sefer ha-Mikna*, ed. H. Fraenkel – Goldschmidt, Jerusalem 1970, S. 14.

Selbst dieser Josel, der sich in zahlreichen Schreiben an die christlichen Fürsten aktiv für seine jüdischen Volksgenossen einsetzte, konnte das Auftreten Reuchlins im Streit um den Talmud nicht anders denn als ein göttliches Wunder verstehen. Reuchlin erschien diesem frommen Mann als das Werkzeug Gottes zur Rettung seines Volkes. Mehr interessierte Josel an diesem Streit nicht.

Es scheint indessen, dass die Reuchlinaffäre bei den Juden zunächst als nur eine weitere Episode der stets gleichen stereotypischen Verfolgungen in Vergessenheit geraten war, weil diese für sie weniger Bedeutung hatte als für die Christen, die darin die Befreiung von der geistigen Unterdrückung durch die kirchliche Scholastik und einen Vorläufer der Reformation sahen. Denn, so zumindest meint auch Ludwig Geiger:

»Nachdem die Juden ihre Bücher zurückerhalten hatten – zwischen März und Juli 1510 – war für sie die Angelegenheit zu Ende, vielleicht wussten sie kaum, dass Gutachten über die Zulässigkeit ihrer Schriften eingeholt wurden, und ob sie eine Ahnung von der literarischen Fehde hatten, die über eines dieser Gutachten entbrannte, welche in einer für die meisten unter ihnen damals doch fast ganz unverständlichen Sprache, nämlich der deutschen, geführt wurde, ist höchst ungewiss. Von Juden ist in jener Zeit das Lob Reuchlins nicht gesungen worden, nirgends in jüdischen ganz gleichzeitigen Quellen [ist] von seinem Streit die Rede, was der Fall sein müsste, wenn das Erscheinen des Augenspiegels jene freudige Aufregung unter den Juden hervorgerufen hätte. Schon diese einfache Thatsache könnte die grosse Verkennung lehren, die darin liegt, den Reuchlinschen Streit als einen Kampf für den Thalmud aufzufassen, wie man neuerdings versucht hat.«⁵

5 Geiger, Reuchlin, S. 253-254.

Ganz vergessen war die Angelegenheit aber offenbar dennoch nicht, wenn auch ohne Nennung Reuchlins. So findet sich in dem mehrmals gedruckten⁶ Buch *Sefer ha-Hajjim* des ehemaligen Rabbiners von Friedberg (Hessen) Hajjim Ben Bezalel (1530-1588) ein Hinweis auf den Talmudstreit, wodurch immerhin die Erinnerung wachgehalten wurde. Dort schreibt der Autor:

»Ich habe von Alten hierzulande erzählen hören, dass in früheren Jahren einige Frevler aus unserem Volk aufgetreten sind, und mit Wort und Tat ihre Hand gegen dieses wunderbare Gefäß [den Talmud] ausgereckt haben, es dem Feuer zu übergeben, aus Spott und Hass gegen die darin enthaltenen Dinge wegen der Geringheit ihres Verstandes. Und beinahe hätten sie ihren bösen Plan ausgeführt, da erweckte Gott den Geist eines weisen Christen, der vor Fürsten und Völker hintrat und dieses heilige Buch verteidigte. Er sagte: die wundersamen Erzählungen (Agadot) in ihm, seien wie die bitteren Kräuter und tödlichen Gifte, die neben köstlichen Gewürzen in den Apotheken verkauft werden. Auch sie werden gebraucht zur Heilung von Krankheiten [...] aber man verkauft sie nur den sachkundigen Ärzten, die wissen, wie sie an richtiger Stelle zu gebrauchen sind. So sind auch die köstlichen Worte unserer Weisen, seligen Angedenkens und ihre Rätsel nur denen, welche die Mysterien verstehen, bestimmt, aber für die Toren, die in der Finsternis wandeln, sind sie Tod und Verderben. – Die Verteidigungsworte dieses christlichen Weisen gefielen den Fürsten und dem König, so dass die Verleumder beschämt von dannen gingen.«⁷

6 Krakau 1593, Amsterdam 1713, Lemberg (Lvov) 1847, Warschau 1876.

7 Bei Geiger, S. 253-254; Krakau, 1593, S. 6; Warschau, S. 8; Lemberg, Seite Perek Bet/Gimmel.

Klar wird aus diesen Berichten, dass der Streit im jüdischen Gedächtnis offenbar nur ein Streit um die Verbrennung des Talmud war. Die alten Zeugnisse bestätigen die Auffassung von Heinrich Graetz in seiner »Geschichte der Juden«, der in dem ganzen Streit gleichermaßen vor allem einen Kampf um den Talmud sah, und setzen hinter Ludwig Geigers gegenteilige Einschätzung ein deutliches Fragezeichen.

Es waren dann die beiden genannten großen jüdischen Historiker des Judentums, Heinrich Graetz (1817-1891) und Ludwig Geiger (1810-1874), die sich dem Thema nach einer langen Pause wieder zuwandten. Graetz widmete dem Pfefferkorn-Reuchlin'schen Streit in dem 1866 erschienenen neunten Band eine für seine umfassende »Weltgeschichte des Judentums« ungewöhnlich ausführliche und zugleich dezidiert nationaljüdische Darstellung. Kurz nach ihm, 1871, folgte der Berliner Literatur- und Kulturhistoriker Ludwig Geiger mit seiner Biographie Reuchlins, die deutlich andere Akzente setzte. Auf beide Autoren beruft sich Max Brod in seiner Reuchlinbiographie, meist zustimmend, aber auch kritisch ablehnend, und erst vor dem Hintergrund dieser beiden jüdischen »Standarddarstellungen« wird das neue und ganz andere Profil von Brods Reuchlindarstellung deutlich. Max Brod geht in seiner Beurteilung dieser Vorgänger sogar so weit, dass er gegen Ende seines Buches sagte:

»Reuchlins schönstes Standbild ist die klassische Biographie von Ludwig Geiger 1871, ohne die das vorliegende Buch nie hätte geschrieben werden können.« (S. 332)

Was also hat Max Brod, den Schriftsteller und Romancier, bewegt, einen neuen Versuch zu unternehmen, der oben drein von seinem eigentlichen Faible für historische Romane abweicht? Diese Frage lässt sich beantworten, wenn

man die drei Werke miteinander vergleicht und erkennt, dass jedes von ihnen Kind seiner Zeit ist, also die Biographie Reuchlins in die je eigene Gegenwart hineinspricht. Dies gilt in besonderem Maße für Max Brods Unternehmen. Deshalb ist aber auch über seine Darstellung die Zeit in mancher Hinsicht schon wieder hinweggegangen. All das soll uns im Folgenden beschäftigen.

Heinrich Graetz – ein trotziger Nationaljude und Aufklärer, zeichnet das Bild eines durch eigene Interessen geleiteten unbewussten Helfers der Juden

Dreihundert Jahre nach Josel von Rosheim folgt Heinrich Graetz in durchaus dialektischer Weise dessen Einschätzung der Rolle Reuchlins. Graetz war der erste und herausragende Historiker einer Nationalgeschichte des Judentums: »Die Geschichte des nachtalmudischen Zeitraums hat also noch immer einen *nationalen Charakter*, sie ist keineswegs eine bloße Religions- oder Kirchengeschichte.«⁸ Moses Hess der geistige Vater des modernen politischen Zionismus, der während der Entstehung seines epochalen protozionistischen Buches von 1862, *Rom und Jerusalem die letzte Nationalitätenfrage*, mit Heinrich Graetz in engem Austausch stand, hat diesen Satz von Graetz eigens zitiert⁹ und mit ihm den für sein eigenes Buch geeigneten Titel diskutiert – Graetz identifizierte sich also mit dem Gedanken der nationalen Wiedergeburt des jüdischen Volkes. Heinrich Graetz tat mit dem Wunder Josels das, was der spätere Zionist Achad Ha-Am in seinem programmatischen Aufsatz »Nicht dies ist der Weg« von 1892 schrieb:

8 H. Graetz, *Geschichte der Juden*, Bd. 3, Leipzig 1909 (4. Aufl.), S. XV.

9 *Rom und Jerusalem*, (2. Aufl.) 1899, S. XVII; dazu K.E. Grözinger, *Jüdisches Denken*, Bd. 4, S. 68-79.

»Nach vielen Jahrhunderten der Armut und Niedrigkeit von außen und des blinden Glaubens und der Hoffnung auf die Gnade des Himmels von innen trat in unserem Zeitalter ein neuer, folgenschwerer Gedanke in Erscheinung: den Glauben und die Hoffnung vom Himmel herunterzuholen und sie in lebendige, reale Kräfte umzusetzen; auf die *Erde* die *Hoffnung* und auf das *Volk* den Glauben zu gründen ...«¹⁰

So hat auch Graetz in durchaus polemischer, ja verstörender Weise das Wunder der Rettung vom Himmel in die Menschenwelt, von der Theologie in die Anthropologie herabgezogen. Unter der Überschrift *Die Reuchlin-Pfefferkornsche Fehde oder der Talmud ein Schibboleth der Humanisten und der Dunkelmänner* schrieb Graetz:

»Wer hätte es damals ahnen können, daß gerade von dem plumpen, allerwärts für dumm gehaltenen deutschen Volke, von dem Lande der Raubritter, der täglichen Fehden um die nichtigsten Dinge, der Zerfahrenheit der politischen Zustände, wo jeder zugleich Despot und Knecht war, nach unten unbarmherzig tretend und nach oben erbärmlich kriechend, wer hätte damals ahnen können, daß gerade von diesem Volke und diesem Lande eine Bewegung ausgehen würde, welche die europäischen Zustände bis in ihre Tiefen erschüttern, eine neue Gestaltung der politischen Verhältnisse schaffen, dem Mittelalter den Todesstoß versetzen und dem Anbruch einer neuen Geschichtsperiode das Siegel aufdrücken würde? [...] Sollte von diesem Lande [...] eine Kraftanstrengung ausgehen, welche die europäischen

¹⁰ Achad Haam, *Nicht dies ist der Weg!*, in: Achad Haam, *Am Scheidewege. Gesammelte Aufsätze*, dt. von I. Friedländer u. H. Torczyner, Berlin 1923, Bd. 1, S. 41; bei Grözinger, *Jüdisches Denken*, Bd. 4, S. 23.

Länder verjüngen sollte! Gewiß, das schien den damals Lebenden als eine baare Unmöglichkeit«. ¹¹

Wer nun erwartet, dass Graetz den in diesen Worten angekündigten Stern der Erleuchtung, *Johannes Reuchlin*, nennen würde, sieht sich getäuscht. Nachdem Graetz im weiteren Verlauf dieser Attacke dann doch die sittlichen Keime des biedereren Volksstammes der Deutschen als positives Element hervorhebt, fährt er fort:

»Aber diese sittlichen Keime im deutschen Volksstamme waren so sehr verborgen und vergraben, daß es günstiger Umstände bedurfte, sie ans Licht zu treiben und als geschichtliche Mächte hervortreten zu lassen. Einen großen Anteil an der Erweckung der schlummernden Kräfte hatte – wie sehr es auch die Deutschen selbst verkennen – mittelbar der Talmud. Man darf kühn behaupten, daß der Streit für und wider den Talmud das Bewußtsein der Deutschen wachgerufen und die *öffentliche Meinung* geschaffen hat, ohne welche die Reformation, wie so viele andere Versuche in ihrer Geburtsstunde gestorben, ja gar nicht zur Geburt gelangt wäre.« ¹²

Und noch immer wird Reuchlin nicht genannt, sondern:

»Das unscheinbare Sandkörnchen, welches diesen Sturz herbeiführte, war ein unwissender, grundgemeiner Mensch, der Abschaum der Juden, welcher nicht verdient hat, daß von ihm in der Geschichte die Rede sei, den aber die Vorsehung bestimmt zu haben scheint, wie

¹¹ Graetz, Geschichte der Juden von der Verbannung der Juden aus Spanien und Portugal (1494) bis zur dauernden Ansiedlung der Marranen in Holland (1618) (Bd. 9). (4. Aufl.) Leipzig 1907, S. 63.

¹² Graetz, Geschichte, Bd. 9, S. 64.

den Stinkkäfer, ein nützliches Werk wider Willen zu vollbringen.«

Der schreckliche Pfefferkorn, ein übler Jude, aber eben doch ein Jude, war es, der den großen Stein ins Rollen brachte. Reuchlin kommt dann erst später nolens volens ins Spiel. Gewiss sind die Dinge so gelaufen. Es kommt hier aber auf die Bewertung im Rückblick an, denn schließlich wäre der Pfefferkornaffäre ohne Reuchlin kaum eine außergewöhnliche Bedeutung in der Erinnerungskultur zugekommen.

Natürlich bietet Graetz auch eine Kurzbiographie Reuchlins, den wichtigen Anteil, den jüdische Lehrer im Bildungsgang Reuchlins spielten. Er nennt Reuchlins hebräische Grammatik, die »freilich dürftig genug ausgestattet war« (S. 82), um dann auf etwa einer Seite (S. 79-81) Reuchlins Buch »von dem wunderbaren Worte« (er sagt nicht »wunderwirkenden Worte«) zu beschreiben. Aber die zu Beginn aufgesteckte Lampe lässt Reuchlin doch in einem etwas blässeren Licht erscheinen, das zeigt sich ebenso an den weiteren Themen, welche Graetz in Sachen Reuchlin aufgreift. Graetz lobt Reuchlins Verehrung der hebräischen Sprache in diesem kabbalistischen Büchlein, kommt dann aber zu dessen Beurteilung, die eine nicht zu hohe Meinung von Reuchlin verrät:

»Die kindische Auslegung der Namen und Buchstaben in der heiligen Schrift von Seiten der Kabbalisten war es, die Capnion anstaunte, und er wendete sie auf die Dogmen des Christentums an. So schwärmte Reuchlin für die Zahlendeutungen der Buchstaben des Gottesnamens (Tetragrammaton), wie die Kabbalisten, für die *zehn Sefirot* der Geheimlehre und suchte für alle diese Spielereien pompöse Belege aus der klassischen Literatur. Dieses mystische Kinderspiel übertrug er auf das

Christentum, sah in den ersten Worten der Schöpfungsgeschichte die Andeutung der christlichen Dreieinigkeit von Vater, Sohn und heiligem Geist.« (S. 80-81)

An einer späteren Stelle, in welcher es um das zweite kabbalistische Werk Reuchlins ging, *De arte cabbalistica*, zieht der aufgeklärte Rationalist Graetz noch mehr vom Leder. Zu dieser Schrift Reuchlins sagt Graetz unter anderem:

»Nachdem er lange nach einem Leitfaden gesucht, machte ihn das Ungefähr mit der trübsten Quelle [der Kabbala] bekannt, mit einigen sinnlosen Schriften des Kabbalisten *Joseph Gicatilla* [...] Sobald Reuchlin von der Fundgrube des sinnverwirrten Joseph Gicatilla erfuhr, hatte er keine Ruhe, bis er sie erhielt, und er machte sich darüber her, die Kabbala von neuem für die Dogmen des Christentums auszubeuten und seine Behauptung, die Kabbala sei gut christkatholisch, zu belegen [...] Mittels der Spielereien des Gicatilla glaubte Reuchlin das Rätsel der Welt lösen zu können – ein Lächeln erregender Irrtum des sonst so besonnenen Mannes. [...] Der jüdische Kabbalist von Frankfurt oder vielmehr Reuchlin stoppelt nun einen schwindelerregenden Wust zusammen [...] um zum Ergebnisse zu gelangen, daß die kabbalistische Spielerei des halbverrückten Abraham Abulafia und seines Jüngers Joseph Gicatilla mittels Buchstabenversetzung und Zahlenkombination ihre volle Berechtigung hätte und den Schlüssel zur höchsten Weisheit böte.« (S. 165-169)

Der Historiker Graetz läßt hier jegliches Gefühl für eine zurückliegende geistesgeschichtliche Epoche vermissen und urteilt von seinem modernen rationalistischen Gesichtspunkt aus, den er mit vielen zeitgenössischen Reformern teilte.

Wie alle Historiker dieser Geschichte versäumt auch Graetz nicht, darauf hinzuweisen, dass es Reuchlin zuallererst um seinen ihn interessierenden Forschungsgegenstand, weniger um die Juden ging, doch er tut dies in einem Ton, in dem er sich von den anderen noch zu nennenden Autoren deutlich unterscheidet:

»Wenn Reuchlin in die Judengasse hinabstieg, um einen daselbst vergrabenen Schatz zu heben, so war er darum anfangs doch nicht weniger als seine Zeitgenossen von dickem Vorurteil gegen den jüdischen Stamm befangen. [...] Uneingedenk seines ehemaligen Glanzes und ohne Blick für dessen gediegenen, wenn auch von einer abschreckenden Schale umgebenen Kern, betrachtete Reuchlin ihn nicht nur als barbarisch und alles Kunstsinnes bar, sondern auch als niedrig und verworfen. [...] Mit dem zerfahrenen Kirchenvater Hieronymus, seinem Musterbilde, bezeugte er, daß er die jüdische Nation gründlich haßte.« (S. 83)

Nach der Erörterung von Reuchlins »Missive«, das die Grundlage für Graetzens negatives Reuchlinbild abgeben konnte, beschreibt Graetz natürlich auch Reuchlins positive Seiten, dessen Eintreten für die jüdischen Bücher, das auch den jüdischen Menschen Erleichterung schuf. So sagt Graetz:

»Gewiß, seitdem die Juden von der Christenheit gemißhandelt und verfolgt wurden, haben sie keinen so wohlwollenden Sachwalter gefunden, wie Reuchlin und dazu noch in einer amtlichen Erklärung für den Reichskanzler und den Kaiser. Zwei Punkte, welche Reuchlin betont hatte, waren von besonderer Wichtigkeit für die Juden. Der erste, daß die Juden *Mitbürger des deutsch-römischen Reiches seien und desselben Rechtes und*

Schutzes genießen. Es war gewissermaßen der erste stotternd ausgesprochene Laut zu jenem befreienden Worte vollständiger Gleichstellung, welches mehr als drei Jahrhunderte brauchte, um voll ausgesprochen und anerkannt zu werden. Damit war der mittelalterliche Spuk zum Teil gebannt, daß die Juden durch Vespasians und Titus' Eroberung Jerusalems ihren Nachfolgern, den römischen und deutschen Kaisern, mit Gut und Blut verfallen seien, daß diese das volle Recht hätten, sie zu töten und nur Gnade übten, wenn sie ihnen das nackte Leben ließen, daß mit einem Worte, die Juden gegenüber den Machthabern durchaus rechtlos wären.« (S. 98)

Der zweite Punkt war der, dass die Juden nicht als Ketzer betrachtet werden, weil sie ja nie Christen gewesen waren, sie also nicht der Macht des geistlichen Armes unterliegen.

Aber auch diese beiden wichtigen Taten Reuchlins konnte Graetz nicht ohne fast herabwürdigende Bemerkung stehen lassen. Denn er fügt hinzu, dass Reuchlin letztlich selbst nicht begriffen habe, welche große Worte er damit ausgesprochen hat: »In seinem Unwillen gegen Pfefferkorns Unverschämtheit ermaß Reuchlin selbst nicht die Tragweite seiner Äußerungen; sie sind ihm gewissermaßen nur entschlüpft; aber seine Feinde ermangelten nicht, sie als Waffen gegen ihn zu gebrauchen.« (S. 98) Sollte der Jurist und weltläufige Staatsmann Reuchlin seine eigenen Worte weniger verstanden haben als die »Dunkelmänner«, die ihn verfolgten?

Graetz beurteilt Reuchlin nach seinen eigenen nationalen, protozionistisch-politischen und rationalistischen Einstellungen – Reuchlin erscheint fast nur als von jüdischen Kräften, voran des Talmud, getriebenes Werkzeug.

Ludwig Geiger – ein deutsches Denkmal Reuchlins

Max Brod hat die richtige Formel gefunden, wenn er davon spricht, dass Ludwig Geiger, der Sohn des deutsch-jüdischen Reformtheologen Abraham Geiger, Reuchlin das schönste Denkmal, man möchte fast sagen eine Marmorstatue, errichtet hat. Es ist gewiss nicht zufällig, dass dieses Denkmal gerade im Siegesjahr 1870 verfasst wurde und 1871 erschien, im Jahr der Errichtung des wiedererwachten deutschen Kaiserreiches. Geiger zeichnet Reuchlins Bild entsprechend in das Wiedererstarken der deutschen Wissenschaft durch die herausragenden Gestalten des Humanismus ein. Nachdem in Deutschland die Buchdruckerkunst erfunden wurde,

»wanderte die Kunst nach Italien: hier wurde sie zuerst in den Dienst wissenschaftlicher Arbeit gestellt.

Erzeugnisse italienischer Pressen kamen nach Deutschland zurück, die stummen Zeugen trieben mächtiger an, redeten lauter, als die beredtesten Zungen. Der deutsche Humanismus versuchte Deutschland wieder in das Recht einzusetzen, das es nie hätte verlieren sollen.«¹³

Für Geiger war es ein geschichtlich wichtiges Faktum, dass die ersten deutschen Humanisten aus dem Norden des Landes kamen und deren Nachfolger aus Süd- und Mitteldeutschland: »so reichten sich Nord und Süd zur geistigen Wiederbelebung des Vaterlands die Hände.« (S. X) Der national-humanistische Mythos geht weiter:

»Die Humanisten scharten sich um ihren Herrscher. Sie schrieben lateinisch, aber sie waren deutsch; griechische und lateinische Schriftsteller hoben sie zum Licht

13 L. Geiger, Johann Reuchlin sein Leben und seine Werke, Leipzig 1871, S. IX.

empor, aber zum Ruhme Deutschlands; die Forschung der vaterländischen Geschichte lag ihnen am Herzen, denn Deutschland musste stets gross gewesen sein, – sie waren deutsch mit jeder Faser ihres Geistes und Herzens.« (S. XIV).

Die deutschen Humanisten waren auf dem Weg, die ultramontane Herrschaft von Papsttum und italienischer Renaissancewissenschaft zu überholen: »nun haben wir das Erbtheil angetreten, wir brauchen nicht nach Griechenland zu eilen, in heimischen Gefilden können wir die Sprache erlernen, unser ist Plato, unser ist Aristoteles [...]. Hebräische Bibeln sind bei Euch zuerst gedruckt, aber wir geben der Sprache ihr erstes, wissenschaftliches Lehrgebäude; wer in jene heiligen Tiefen hinabsteigen will, bedarf der Juden nicht mehr, uns muss er fragen.« (S. XIV) Und nun kann Reuchlin auftreten:

»Eine Zeit stillen Forschens, emsiger Arbeit, muthigen Ringens liegt zwischen inne: drei Jahrzehnte, die letzten des fünfzehnten, das erste des sechszehnten Jahrhunderts, wenn man geistige Arbeit so strenge in zeitliche Grenzen einschliessen kann.

Diese Arbeit hat ein Mann gethan, zum grossen Theil allein, zum Theil mit Helfern, die er selbst sich ausrüstete: dieser Mann war *Johann Reuchlin*.« (S. XV-XVI).

Reuchlin wird dann als Leuchtturm der humanistischen Wissenschaft gezeichnet, dem nicht der Ruhm des Vaterlandes an erster Stelle steht, sondern alleine die Wissenschaft und der Glaube. »Durch ihn ist das Hebräische wiedererweckt, durch ihn das Griechische neu erstanden, in die tiefsten Gründe menschlichen Denkens ist er gestiegen« (S. XVI). Und schon hier klingt es an, dass für Geiger Reuchlins Arbeit an der Kabbala nicht wie bei Graetz

dumme Kinderspielerei ist, sondern das tastende Suchen nach der Vervollkommnung und Veredlung der Menschheit.

Diesem hehren Prolog folgt die Choreographie des gesamten Buches. Auf nur achtzehn Seiten werden im ersten Buch die »Lebensereignisse« als Jugendzeit, Schüler- und Wanderjahre dargestellt, denen der Mann in Amt und Würden folgt. Eine wunderbare Gelehrtenbiographie, der strebsame Sucher eilt von Universität zu Universität und wird schließlich als hochbegabter lateinischer Redner entdeckt, wird zum fürstlichen Rat, Diplomaten, Hof- und Bundesrichter ernannt und nutzt alle diese Gelegenheiten zur Vervollkommnung seiner wissenschaftlichen Kenntnisse.

Für eine solche Gestalt ist es natürlich, dass die Darstellung seiner wissenschaftlichen Ergebnisse den nächsten großen Hauptteil, das gesamte zweite Buch, einnimmt, auf nicht weniger als 144 Seiten, erst jetzt folgt im dritten Buch der Teil, durch den Reuchlin in der öffentlichen Erinnerung verankert ist, der Kampf um den Talmud und die Erhaltung der jüdischen Schriften, welcher bei Geiger allerdings die Überschrift »Der Streit mit den Kölnern« trägt. Allerdings lauten die Kapitel dann wie zu erwarten »Der Kampf um die Bücher der Juden«, »Reuchlins Gutachten«, »der Augenspiegel und seine Folgen«, »Der Prozess: Mainz, Speier, Rom«, »Die öffentliche Meinung für Reuchlin«, »Schriften für und wider: Schimpf und Ernst« und schließlich »Die Entscheidung«. Das vierte Buch beschreibt die »Letzten Lebensjahre und den Tod«.

Geiger betont in seiner Einleitung, dass er als unparteiischer Biograph zu Werke gehen möchte, »nicht von partiischer Vorliebe für seinen Helden und Voreingenommenheit gegen seine Widersacher erfüllt sein« will, »um die rechte Bedeutung des Mannes zu erkennen, den er zu schildern unternommen hat, muss er Alles erwägen, was

zu seinen Gunsten und Ungunsten gesagt worden ist.« (S. XIX) Und dazu gehört für ihn auch, dass die schriftstellerischen Werke des Helden nicht nur aufgezählt, sondern eingehend besprochen werden müssen. Für einen Biographen, der selbst noch in der Tradition des Humanismus an einem entsprechenden Gymnasium und solchen Universitäten gebildet wurde, sind derartige Detaildarstellungen, wie zum Beispiel von Reuchlins *Rudimenta hebraica*, gewiss ein Vergnügen, die aber zum Beispiel einen nicht entsprechend ausgebildeten Leser unserer Tage kaum mehr ansprechen werden. Geiger delectiert sich geradezu daran, die *Rudimenta* mit zahlreichen hebräischen Zitaten aus den angezogenen jüdischen Autoren sehr eingehend und detailreich auch mit Erörterungen zur Grammatik zu besprechen. Erfreulich wirkt sich diese Einstellung insbesondere bei der Erörterung von Reuchlins kabbalistischen Arbeiten aus, bei denen Geiger in völligem Gegensatz zu Graetz nicht einen modernen Rationalismus, sondern die geistesgeschichtlichen Umstände als Maßstab heranzieht. Natürlich aber fügt sich diese Herangehensweise in den skizzierten Prolog zum ganzen Buch.

Wie der eingangs geschilderte Grundton sich immer wieder Geltung verschafft, soll an dieser Stelle bezüglich des biographischen »ersten Buches« noch kurz vermerkt werden. Anlässlich der Geburt Reuchlins in der Schwarzwaldstadt Pforzheim übernimmt auch Geiger aus Reuchlins *De verbo mirifico*, dessen Selbstverherrlichung seiner Vaterstadt als der Gründung zweier Helden aus Homers *Ilias*, nämlich des Phrygers Phorcis und mittelbar des Trojaners Aeneas. Dies ist gewiss als *omen* für das dort geborene Kind gedacht, denn Reuchlin lässt ebenda den herbeigereisten Sidonius sagen: »Trotzdem meine ich feststellen zu können, daß die besondere Beschaffenheit der Region von Pforzheim die geistigen Fähigkeiten der Einheimi-

schen durchaus nicht unwesentlich begünstigt; und daß dies zutrifft, belegt die ungeheure Zahl der dorthier stammenden Gelehrten. Das Vaterland hat nämlich eine nur unbeträchtlich geringere Vererbungskraft als der eigentliche Vater [...].«¹⁴

Die philologischen Leistungen Reuchlins im Lateinischen, Griechischen und vor allem im Hebräischen verdienten natürlich das uneingeschränkte Lob Geigers und eine entsprechende Darstellung – er nennt Reuchlin zu Recht den Vater der hebräischen Sprachwissenschaft unter den Christen. Natürlich hebt Geiger hervor, dass sich Reuchlin dabei intensiv mit den hebräisch-jüdischen Grammatikern auseinandergesetzt hat und von ihnen profitierte, was natürlich auch seine Haltung zu den lebenden Juden beeinflusste, wenn auch in sehr ambivalenter Weise:

»Durch seine Beschäftigung mit dem Hebräischen, wurde Reuchlin nothwendigerweise zu einer Betrachtung des Volkes gedrängt, das diese Sprache gesprochen hatte. Dieses Volk waren *die Juden*. Bei jedem Schritte wurde Reuchlin zu ihnen geführt. Die Lehrer, bei denen er Unterweisung erhielt, waren Juden, die Bücher, deren er sich als Quellen bediente, waren von Juden geschrieben. Und dieses Volk, das einst heilige, gotterwählte, wie es sich selbst nannte, das einst übermächtige Reiche geherrscht hatte, zu welcher elender Lage war es herabgesunken, in wie grosse Verachtung war es gerathen. Vertrieben und verfolgt aus allen Orten, wo es sich aufhielt, nur mit Widerwillen geduldet, gehetzt wie ein Wild, wie ein unreines Thier, und selbst

14 Johannes Reuchlin. Sämtliche Werke, Bd. I,1, De verbo mirifico. Das wundertätige Wort (1494), ed. W.-W. Ehlers, L. Mundt u.a., Stuttgart-Bad Cannstadt 1996, S. 21-23.

scheu geworden, abgeschlossen, feindselig gegen Alle. [... Dennoch] Er hasste das Volk, als den Christen feindlich entgegengesetzt, aber er ehrte in ihm den Träger der heiligen Ueberlieferung: er achtete die Juden, weil sie die Bibel unverletzt und unverfälscht durch die Jahrhunderte hindurch erhalten hätten. Da sein Hauptfeind, der ihm Jahre seines Lebens vergällte, ihn zu dem wissenschaftlichen Stilleben, der Ruhe des Alters, nach der er sich sehnte, nicht kommen liess, ein getaufter Jude war, so war schon seine Abstammung in Reuchlins Augen ein Verbrechen; er war nicht vorurtheilsfrei genug, die Fehler seines Feindes nur diesem Schuld zu geben, er musste das ganze Volk, von dem er stammte, damit belasten.« (S. 162)

Andrerseits sieht Reuchlin zugleich, so Geiger, dass die Situation der Juden nicht durch sie verursacht war, sondern durch die christlichen Wirtsvölker, so dass der Jurist Reuchlin seine diesbezüglichen Ausführungen sogar einmal mit dem Satz beenden konnte »Die Juden sind unsere Nebenmenschen, wir müssen sie lieben.« (S. 164)

Natürlich war der Jurist und Philologe Reuchlin durch seine Befassung mit den beiden biblischen Ursprachen Griechisch und Hebräisch mit der Theologie in Berührung gekommen, allerdings ging es ihm dabei, so Geiger, nicht um die kirchlichen Lehren, sondern vor allem darum, die Theologen zu den Urquellen der Bibel zurück und weg von der spitzfindigen Scholastik zu führen (S. 160). Wo er selbst sich zu biblischen Texten äußerte, betone er, nicht Theologe sein zu wollen, sondern nur Philologe – die hebräische Sprache war sein Terrain, nicht die Theologie (S. 146).

Erstaunlich ist, dass Geiger Reuchlins Befassung mit der Kabbala unter die Rubrik Philosophie stellte. Dies ist

umso bedeutender, als es in der philosophischen Zunft Europas eine Debatte um die Zugehörigkeit der Kabbala zur Philosophie gegeben hat, allerdings mit dem Resultat, dass man diese ausschließen wollte. Geiger schließt sich mit seiner Zuordnung den seit der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts von Juden veröffentlichten Werken zur »jüdischen Philosophie« an, welche die Kabbala ausdrücklich als Philosophie bezeichneten, so Adolphe Franck, *Die Kabbala oder die Religions-Philosophie der Hebräer* (deutsch 1844, frz. 1843), und der deutsche Rabbiner D. H. Joel, *Die Religionsphilosophie des Sohar* (Leipzig 1849).¹⁵ Um diese Zuordnung zu rechtfertigen, bietet Geiger eine mehrseitige, für seine Zeit erstaunlich korrekte Geschichte der Kabbala. Die Kabbala, so definiert Geiger, »war ein theosophischer Versuch, der durch den jüdischen Geist seine eigenthümliche Färbung erhalten hatte«. Und um deren Ernsthaftigkeit auch für christliche Autoren zu erweisen, verweist er auf Raimund Lullus, der schon zu Beginn des 14. Jahrhunderts sich in die Geheimwissenschaft der Hebräer versenkte und sie als »eine göttliche Wissenschaft betrachtet, als eine wahrhafte Offenbarung, deren Licht der vernünftigen Seele sich zuwendet« (S. 166). Weitere Denker, unzufrieden mit der Sterilität der christlichen Scholastik, hätten den Weg weiterverfolgt und in der Kabbala eine Stütze des Christentums sehen wollen. Herausragend darin war der italienische Graf Johann Pikus (Pico) von Mirandula, auch er Schüler bedeutender jüdischer Kabbalisten und Philosophen, der vor allem durch seine Schriften zum wichtigsten Lehrer Reuchlins in dieser Materie wurde. Geiger nennt schließlich Reuchlin als den unmittelbaren Nachfolger von Pikus, der allerdings noch mehr für die Verbreitung der Kabbala getan habe als sein Lehrer.

¹⁵ Dazu siehe K.E. Grözinger, *Jüdisches Denken*, Bd. 5, S. 277-283.

Darum hielt es Geiger für gerechtfertigt, diesen beiden Büchern Reuchlins einen erstaunlich großen Raum in seiner Darstellung einzuräumen. Geigers Resümee nach deren ausführlichen Erörterung:

»Denn ernst war Reuchlins Streben, Reuchlins Arbeit. Wir dürfen nicht den Maasstab unserer Zeit an ihn anlegen; wir müssen versuchen, jene Zeit zu begreifen, in der er lebte. Nicht mit überlegenem Lächeln sollen wir auf ihn herabsehen. Er ist sehr oft wol als Schwärmer bespöttelt, gar als Zauberer verhöhnt worden. Von Zauberei wollte er durchaus nichts wissen; ein Schwärmer war er. Unklar und mystisch waren seine Gedanken, ihm fehlte die rechte Durchbildung, zu philosophischer Höhe erhob er sich nicht.« (S. 195)

»Wir haben gesehn, die Veredlung, die sittliche Reinigung des Menschen, war auch das Ziel, das Reuchlin zu erreichen strebte; das Ziel ist so hoch und rein, dass wir über Dornen und Gestrüpp am Wege hinwegsehen.« (S. 198)

Den Löwenanteil von Geigers Buch nimmt natürlich der sogenannte Bücherstreit ein. Diesen unterteilt Geiger in zwei thematisch getrennte Phasen. Im ersten Teil geht es um die von dem Apostaten betriebene antijüdische Hetze sowie Konfiszierung und geforderte Verbrennung jüdischer Bücher, voran des Talmud. Die zweite Phase hat damit nur noch indirekt zu tun. In ihr geht es um Johannes Reuchlins Gutachten, den »Ratschlag« für den Kaiser und seinen an die gesamte deutsche Öffentlichkeit gerichteten Augenspiegel. Das hier im Mittelpunkt stehende Thema ist, wie vor allem von den Kölner Dominikanern behauptet, dass oder ob Reuchlin in diesen beiden Schriften ketzerische Thesen aufstellt, der Augenspiegel selbst deshalb als ketzerisches Buch verboten werden müsse. Letztlich

steht hinter dem Ganzen dann der »innerdeutsche« Streit um die von den Humanisten geforderte freie Wissenschaft und Meinungsfreiheit gegen die von der Kirche strafbewehrte Scholastik und Dogmatik. Nachdem auf Befehl des Kaisers den Juden im Juni 1510 bis zur weiteren Klärung des Sachverhalts ihre Bücher zurückgegeben worden waren, begann mit den Gutachten dazu die neue Phase des Streites:

»Damit war die Bücherangelegenheit beendet. Der geistige Kampf, der sich an diese kleine, dem deutschen Geiste, wie es schien, so fern liegende Angelegenheit anknüpfte, aber, obwol aus ihr entsprungen, sofort einen veränderten Charakter, eine wesentlich andere Gestalt annahm, begann erst jetzt. Von den Büchern der Juden war in ihm gar nicht, von den Juden kaum mehr die Rede: worum es sich handelte, das war die *Berechtigung der freien Meinungsäußerung gegenüber inquisitorischer Verketzerungssucht.*« (S. 240)

Es war ein »Kampf, der Deutschland in zwei Lager spaltete, an dem die Gebildeten ganz Europa's Antheil nahmen«. Dieser Reuchlinstreit war nach Auffassung Geigers, anders als Graetz dies darstellte, nicht länger ein Kampf für den Talmud. Es scheint, dass sich hier nochmals Geigers optimistische Sicht von den Juden in dem neuen deutschen Vaterland bemerkbar macht. Denn er hält es nicht für angezeigt, den Mittelpunkt dieses Streites zu skandalisieren, nämlich dass im damaligen Deutschland, in der damaligen Kirche, eine gerechte Parteinahme für die Juden und ihre Kultur als ketzerisch und damit nach den Regeln der Kirche strafwürdig war. Natürlich ging es dabei um die neue Freiheit gegenüber den Lehren der Kirche durch freie Forschung in Recht und Theologie. Dennoch war das treibende Skandalon die Stellung zum Judentum. Immerhin

meint Geiger zum »Ratschlag« Reuchlins mit Leopold von Ranke:

»Das war Reuchlins Gutachten »ein schönes Denkmal reiner Gesinnung und überlegener Einsicht«. Manches mag noch darin sein, was mit den Anforderungen völliger religiöser Gleichberechtigung nicht ganz harmonirt, aber im Ganzen zeigt es reine und tolerante Grundsätze, milde und schöne Auffassung. Einiges von dem hier etwas kühn Behaupteten hat Reuchlin zwar später gemildert, ganz zurückgenommen; die Menge, meinte er wol, sei für die Auffassung noch nicht reif, er hatte sie nur für Kaiser und Erzbischof niedergeschrieben. Doch was er auch daran änderte, im Wesentlichen hielt er die Behauptungen fest, um derenwillen er bei den Finsterlingen stets für einen Ketzer würde gegolten haben: die Juden sind unsere Mitbürger; was sie gegen die Christen *denken*, haben diese nicht zu prüfen, die Obrigkeit hat kein Recht, ihnen ihre Bücher fortzunehmen; und machte stets den falschen, aber für seine Zeit sehr anstössigen Zusatz: aus den jüdischen Schriften lässt sich die Wahrheit des Christenthums erweisen.« (S. 233-234).

In der zusammenfassenden Bewertung Reuchlins durch Geiger verschafft sich die Relativierung dieses Kampfes als Kampf für die Juden und deren Buchkultur und demgegenüber die Betonung der universellen und auch vaterländischen Dimension dieses Streites nochmals ein wohl vernehmliches Echo:

»Ein Heiliger, zu deren Reigen Erasmus ihn erhob, war Reuchlin nicht, er war ein Mensch auch mit menschlichen Fehlern und Schwächen. Er hatte einen weltgeschichtlichen Kampf unternommen, dessen Gefährlichkeit er bald einsah, aber er gab ihn deshalb nicht auf. [...]

Reuchlin war von der Heiligkeit seiner Sache, von der Wahrheit seiner wissenschaftlichen Ansichten überzeugt. Er wusste, dass er Manches geleistet, und er sprach es auch aus. Aber nicht Stolz erfüllte ihn dabei. Er betrachtete sich nicht als Führer und Herrscher im Geistesgebiete, sondern reichte den Mitstrebenden als Genossen die Hand. Wenn er es auch oft sagte, dass er das Griechische in Deutschland eingeführt habe, wenn er mit gewisser Befriedigung auf seine Leistungen für das Hebräische hinblickte, so war es nicht persönliche Eitelkeit, sondern der Eifer im Dienste der ergriffenen Sache, das Streben, die Kirche, die Religion zu stützen, den Ruhm des Vaterlandes zu erhöhen.« (S. 475-476)

Reuchlin war, so wie es die Einleitung ankündigte, der bescheidene geistige Heros des voranschreitenden deutschen Vaterlandes.

*Max Brod – ein aus der deutschen Kultur
vertriebener Literat, als Zionist nach der Schoah*

Die bisherigen jüdischen Reuchlin-Bilder waren von der historischen und geistesgeschichtlichen Situation ihrer Autoren geprägt. Dasselbe gilt in noch vermehrtem Maße für Max Brod. Er war ein deutscher Literat und Denker, der durch die Verfolgungen des Nazi-Regimes aus seiner deutsche Sprachheimat vertrieben wurde, zu der das gebildete jüdische Prag seiner Zeit hinzugehörte, der das Grauen der Schoah miterlebte und bis in seine Tiefen kannte. Er entkam in die rettende jüdisch-zionistische Heimstatt nach Palästina. Er erlebte stolz die Wiederbelebung der hebräischen Sprache im jüdischen Alltag, die aufstrebende jüdische Wissenschaft, insbesondere zur Kabbala, und das Entstehen eines jüdischen Staates nach fast zweitausend Jahren. Er nahm

den Kontakt zu Deutschland bald nach dem Krieg wieder auf, spricht in seiner 1960 bei Kindler veröffentlichten Autobiographie von hoffnungsvollen Zeichen bei der deutschen Jugend, vertritt hier und schon in seinem 1947 in Winterthur publizierten philosophischen Hauptwerk »Diesseits und Jenseits« die Auffassung, dass es des Menschen Pflicht sei, das »unedle Unglück«, also ein abwendbares Leid, durch eigenes aktives Handeln zu verhindern, ihm gegenzusteuern. Diese Einstellung wird es wohl gewesen sein, warum er sich trotz des durch Deutschland erfahrenen Leides zumute, ein Buch über Reuchlin zu schreiben, das ihn unausweichlich mit dem jüdischen Leiden konfrontieren würde. Aber ebendies hat er wohl als Gelegenheit gesehen, solchem »unedlen Unglück« entgegenzutreten, durch dieses Buch.

Und Max Brod lässt keine Gelegenheit aus, dies zu tun. Er schreibt seinen Protest, seine Kommentare, seine Geschichtsphilosophie, die erlebte und die jahrtausendealte jüdische Not in das von Ludwig Geiger bereitgestellte Rahmenwerk ein. Und dies ist es, was seine Reuchlin-Biographie so grundlegend von der Ludwig Geigers unterscheidet. Geiger blickt auf den Reuchlinstreit eher als auf eine überwundene Epoche zurück, während Brod sich aufgerufen fühlt, dem nicht enden wollenden jüdischen Unglück entgegenzusteuern. Brod übernimmt zugegebenermaßen und auf weite Strecken erkennbar die historischen Fakten aus Geigers Darstellung, aber in deren Bewertung und in deren nötiger historischer Einbettung unterscheidet er sich – ich möchte fast sagen: existentiell. Dies ist auch der Grund, weshalb Brod in seine Darstellung immer wieder eigene biographische Erfahrungen einblendet, Parallelen zum damaligen Geschehen, das er selbst fünfhundert Jahre später wieder erleben musste. Er spricht immer wieder von »unserer Diaspora«, »unserem Exil«, auch davon, dass man angesichts mancher wunderbarer Rettung

niemandem verwehren kann, hier Gottes Hand zu sehen. Es ist diese eigene Betroffenheit, weshalb er bei der Bewertung mancher Handlungen und Texte Reuchlins die historische Distanz verliert und sie nach seinen eigenen Maßstäben kritisiert. In dieser Hinsicht steht Brod näher bei Graetz, in dessen Darstellung sehr viel mehr die noch existentielle Betroffenheit deutlich wird. Diese Distanz zu Geiger zeigt sich zum Beispiel dort, wo Geiger im Reuchlinstreit zwei grundsätzlich voneinander zu unterscheidende Phasen sieht und meint, die zweite Phase – nach Reuchlins Augenspiegel – habe nichts mehr mit dem Streit um den Talmud und dessen geforderter Verbrennung zu tun, während Brod und Graetz die Zusammengehörigkeit beider Phasen, vor und nach Reuchlins Gutachten, gerade betonen. Brod demonstriert die bleibende Bedeutung des Talmud-Themas an Hochstratens anti-reuchlinischen Apologien, in welchen der Ketzerjäger Reuchlin gerade die Verteidigung des Talmud als Hauptsünde vorwarf. Brod wird hier heftig und grundsätzlich:

»Es gehörte leider zur masochistisch-unheilvollen Tendenz der Emanzipationszeit, in der Geiger schrieb: das Jüdische immer wieder womöglich ins Dunkel zu ziehen und zu verdecken, auch da, wo das ganz undurchführbar ist, da es den eigentlichen Gegenstand bildet. Wie lächerlich und wirkungslos auch immer im gegebenen Fall eine solche leisetreterische Bemühung anmuten mag, der Versuch wird gleichsam unter Hypnose zwangsläufig, auf jeden Fall unternommen (sogar mit gesperrtem Druck). Bestimmend ist das unheimliche Arbeiten eines halbbewußten Mechanismus im Herzen dieses bedauernswerten Geschlechts, der ›Erstlinge der Entjudung‹, wie S. Schazár (Rubashow)¹⁶ sie genannt

16 Er war von 1963 bis 1973 der dritte Staatspräsident Israels.

hat. – In Wirklichkeit waren natürlich beide Zeitprobleme, der Kampf um den Talmud und der Kampf um die Gedankenfreiheit, unlösbar miteinander verflochten, und man darf keinem von beiden den Vortritt oder gar die Ausschließlichkeit zuschanzen.« (Brod, S. 380).

Brod betont zu Recht, dass das Ganze ein schon notorischer Streit um den Talmud war, der schon in viel frühere Zeiten zurückreichte und nun in neuem Kontext mit neuen Interessenlagen geführt wird.

Brod kritisiert die sich der Emanzipationszeit anbietende Haltung Geigers ein weiteres Mal. Parallel zu Reuchlins als »Ratschlag« betitelm Gutachten haben auch der Inquisitor Hochstraten und der Konvertit Viktor von Karben Gutachten zur Frage der Verbrennung der jüdischen Bücher geschrieben. Brod meint zu diesem Vorgang und dessen Darstellung bei Geiger:

»Hochstraten und Viktor von Karben waren selbstverständlich radikal gegen die jüdischen Bücher. Der Ketzermeister und Inquisitor Hochstraten verlangte sogar eine »solemnis inquisitio« (feierliche Inquisition) gegen die Juden, was mit Graetz als richtiges Inquisitionsverfahren verstanden werden muß und nicht, wie Geiger verwässern möchte, als bloße Befragung der Juden, als »eine im Ganzen nicht inhumane Maßregel«, wie dieser eminente Gelehrte es unbegreiflicherweise nennt. Diese masochistische Einstellung unseren fürchterlichsten Feinden gegenüber war eben leider in der Zeit Geigers, im Gefolge von Emanzipation und Assimilation, allgemeine Mode geworden.« (Brod, S. 288).

Brod ist mit seiner Sichtweise kein Monolith. Er ist selbst wieder ein typisches Kind seiner Zeit. In weiten Teilen seines Buches hat man den Eindruck, dass er sich aktiv in den

damals verordneten jüdisch-christlichen Dialog einmischt. Ein zentrales Ziel dieses Dialogs war es, den vergesslichen Deutschen, oder noch mehr den vergesslichen Kirchen die grundlegenden Fakten der jüdischen Verfolgungsgeschichte und der Schuld der christlichen Kirche und Theologie daran in Erinnerung zu rufen. Bei Geiger findet man dazu nur kurze abgeklärte Erinnerungen, bei Graetz bedarf es im Rahmen seiner Geschichte solcher nicht mehr eigens. Brods neue Aufgabe zeigt sich nicht nur in einzelnen Textstücken, sondern auch im Aufbau des gesamten Werkes. Besonders nachdrücklich erkennt man dies an einem von Brod eigens eingefügten umfangreichen Kapitel zu »Rechtslage und Zustand des jüdischen Volkes in Deutschland zur Zeit Reuchlins. – Missive und Rudimenta«. Mit diesem Kapitel stellt Brod Reuchlins Befangensein in den ererbten Vorurteilen gegen die Juden dar, wie sie in dessen 1505 erschienener Schrift »Doctor johanns Reuchlins tütsch missive, warumb die Juden so lang im ellend sind« so bestürzend zum Ausdruck kommt. In ihr kann sich Reuchlin die Besserung der Juden nur in der Taufe vorstellen, denn sie seien in der langen Strafe des Exils »wegen der Sünde, die sie am Messias, Sohn Gottes begangen«. Brod hält es zu Recht für nötig, »den Grundstock dieser schlimmen Begleitumstände unserer Exil-Existenz wenigstens umrißweise ins Gedächtnis zu rufen«, (S. 218). Brod erinnert an »den fanatischen Haß der Kirche gegen die Juden« und »die systematische Ausschließung der Juden aus den damals wichtigsten anständigen Berufen, aus Landwirtschaft und Handwerk, – verbunden mit erhöhter Steuerlast«, »Einsperrung ins Ghetto, auffallende besondere Tracht, spitzer Judenhut« (S. 226).

Dieses schreckliche Wissen, das inzwischen ja dank solcher geschichtlichen »Lehrstunden« weiter verbreitet,

aber doch wieder in einer neuen antisemitischen Welle versinkt, ist für Brod auf der andern Seite zugleich Anlass, vor Reuchlin den Hut zu ziehen:

»So viel über den Hintergrund, vor dem sich Reuchlins erstaunliches Eintreten für die Juden abspielte, obwohl er, wie immer wieder hervorgehoben werden muß, durchaus kein Freund der Juden, ja ein offener Gegner ihres Glaubens war. Doch ein redlich nach Gerechtigkeit strebender Mann, das war er, – mithin das Seltenste, was auf Erden zu finden ist.« (S. 244f.)

Mehr als Geiger und Graetz hat Brod versucht, den inneren Reuchlin'schen Widerspruch als individuelle Geschichte, als Geschichte eines Lernprozesses zu verstehen. Auch dies führt ihn zu einer neuen Gliederung seines Stoffes. Geiger hat seine Darstellung in drei Bücher geteilt I. Lebensereignisse (1455-1512), II. Reuchlins Werke, III. Der Streit mit den Kölnern und IV. Letzte Lebensjahre und Tod. Diese Systematik hat den inneren individualgeschichtlichen Zusammenhang, der sich ja gerade auch an den Schriften Reuchlins ablesen lässt, unsichtbar gemacht und damit auch die Deutung dieser Schriften aus diesem Entwicklungsgang gerissen. Am deutlichsten wird dieses Auseinanderreißen des biographischen Entwicklungsganges an der Behandlung der beiden kabbalistischen Werke Reuchlins, zwischen denen doch gut 25 Jahre lagen. Wie Brod zu Recht beklagt, sieht Geiger – trotz seiner sehr ausführlichen Referate beider Werke – vor allem das Gemeinsame zwischen diesen beiden Schriften, während Brod die tiefgreifenden Unterschiede hervorhebt (S. 154) und diese als durch Reuchlins innere Entwicklung begründet versteht. Brod widmet den beiden kabbalistischen Werken Reuchlins je ein eigenes Kapitel, und zwar an der biographisch wirklichen Stelle Reuchlins. Auch deren

Überschriften verraten die damit intendierte Sichtweise. Das Kapitel zum ersten Buch Reuchlins trägt den Titel: »Das vorbereitende Werk: ›Über das wundertätige Wort‹. 1494« und das andere »Das vollendete Werk: ›De arte cabalistica««. Im ausführlichen Inhaltsverzeichnis folgt die weitere Charakterisierung des zweiten als »Meisterwerk«. Die wesentlichen Unterschiede der beiden Bücher sind, so Brod, Zeugnisse nicht nur der vertieften Studien in die Texte der Kabbala durch Reuchlin, sondern vor allem der gewandelten Einstellung gegenüber dem Judentum, »Ein Werk, in dem er mehr und Wesentliches zugunsten der verfolgten Juden und ihrer mißverstandenen Geisteshelden zu sagen wagte als in all seinen früheren Schriften zusammengenommen.« (S. 394f.), während im ersten Werk noch heftige Attacken gegen das Judentum geritten werden. Im ersten Buch ist Capnion-Reuchlin der Belehrende, im zweiten der Belehrte (S. 100). Die in den Dialogen der beiden Bücher mitdisputierenden Juden (Baruchias und Simon) sind in beiden Büchern grundverschieden: »Der Jude Simon wird geehrt, bewundert, der Jude Baruchias wird öfters, wenn auch höflich kritisiert, manchmal rauh zurechtgewiesen.« (S. 100) Brod zeigt mit der Zuordnung der beiden kabbalistischen Bücher zu ihrer biographischen Stelle eine innere Entwicklung Reuchlins zum Besseren auf.

Ein prominenter Teil von Brods literarischer Teilnahme am jüdisch-christlichen Dialog sind die zahlreichen Belehrungen seiner Leser nicht nur in Sachen jüdischer Geschichte, sondern vor allem auch in jüdischer Lehre und dem Denken. Dieses Anliegen ist Brod so wichtig, dass er mehrfach auch Reuchlins judaistische Kenntnisse kritisiert und korrigiert, als hätte Reuchlin nicht ebendie ihm damals zur Verfügung stehenden Quellen und auch jüdischen Meinungen herangezogen, die Brod selbst nicht

kennt oder anerkennt. Und wenn Brod kritisiert, Reuchlin halte das aus Ex 3,14 genommene Wort »Ehje« für einen Gottesnamen, der doch »Ehjeh ascher ehjeh« laute, so muss man doch Reuchlin recht geben, der dies als einen in der Kabbala und der mittelalterlichen jüdischen Philosophie durchaus gängigen Gottesnamen kennt.¹⁷ Auch wenn Reuchlin das hebräische Wort *Schamajim* als *Esch* und *Majim* (Feuer und Wasser) deutet (S. 167), so mag das Brod als eine abstruse oder kuriose Deutung erscheinen, aber sie findet sich eben so in den hebräischen Quellen. Reuchlin verfährt wie ein professioneller – wenn auch christlicher – Kabbalist, wenn er in dem Wort אבן 'äBeN den Ab und Ben, also Vater und Sohn, angedeutet findet und im zweiten Wort der Bibel ברא BaRa' אב רוח בן Vater, Geist und Sohn (S. 166).

Reuchlin gibt den Geist und die exegetischen Methoden der von ihm studierten Texte besser wieder, als es dem modernen Juden Brod lieb ist. Brods Position ist hierbei durchaus schwankend, wo er doch die Kabbala überaus schätzt. Auch Reuchlins Darstellung der Lehre vom Messias erscheint Brod »hanebüchen«, wiewohl es gewichtige jüdische Lehrer gibt, die gerade das von Brod Kritisierte vertraten (S. 97). Kurz, Brod lehrt und korrigiert nach dem, was für ihn das gültige Judentum ist – das muss man ihm, in der beschriebenen Situation der notwendigen Belehrung der Christen, auch nicht übelnehmen, man sollte nur wissen, dass es noch jüdische Traditionen gibt, die in Reuchlins Zeit gängig waren und nach denen dieser sich richtete, die Brod offenbar nicht kannte oder anerkannte.

Natürlich hat der durch den Zionismus gerettete Brod allen Grund in seinen jüdisch-christlichen Dialog die für ihn grundlegende Einsicht einzuführen, dass nur eine jü-

17 Siehe *De verbo mirifico*, dt. S. 209.

dische Eigenstaatlichkeit ein Weg aus dem jahrtausendealten jüdischen Elend sein konnte. Und hier greift Brod gleichfalls zum Begriff des Wunders, der die ältesten oben genannten Zeugnisse prägte. Aber auch er holte die Wundermacht vom Himmel auf die Erde. »Dieses Elend konnte nur durch ein Wunder besiegt werden, das heißt durch die geistige Kraft des Volkes, das seine biblisch-ethische Weltanschauung im ganzen nicht aufgab (was in solcher Lage wohl jedes andere unglückliche Volk getan hätte), das also seine eigene Werteskala den Wertskalen der Umgebung beinahe instinktiv, naturgegeben entgegengesetzte, und in seinen Gemeinden, unter seinen spirituellen Führern, den Rabbinern, seinen eigenen Rangordnungen, in die es die Dinge des Weltgeschehens und der privaten Sphäre einordnete, treu, somit geistig unabhängig blieb – durch ein Wunder also, in dem unmittelbaren göttlichen Beistand zu erblicken niemandem verwehrt werden kann.« (S. 227) Stolz kann Brod Reuchlins Sorge, das Hebräische werde bei den Christen nicht mehr verfügbar sein, wenn nicht er sich der hebräischen Sprachwissenschaft widmete, das blühende hebräische Leben in Israel entgegenstellen (S. 216f.).

In bewusstem Gegensatz zu Graetz und Geiger sah Brod eine Hauptaufgabe seines Reuchlin-Buches darin, Reuchlin aus dem Ruch zu befreien, er sei ein Mann, der sich »in die Labyrinth jüdischer ›Zahlenspielerei‹ und kabbalistischer ›Flausen‹« verfangen habe. Brod wollte vielmehr zeigen, »daß [...] in dem scheinbaren Unsinn und Hexeneinmaleins der kabbalistischen Kunst sehr viel Sinn zu entdecken ist, wenn man eine gewisse Anstrengung nicht scheut.« (S. 24) Auch damit war Brod ein typisches Kind seiner Zeit. Denn es war der in Jerusalem lehrende Gershom Scholem, der die Kabbala aus ihrem schlechten Ruf befreite und deren geistesgeschichtliche Bedeutung neu verstehen lehrte und dem Brod deshalb weitestgehend folgte.

Aber auch über diese geistesgeschichtlich-wissenschaftliche Situation ist die Zeit wieder hinweggeschritten, so dass manche von Brod aufgeführten Details in der modernen Kabbalaforschung schon wieder anders gesehen werden.¹⁸ Nur ein Punkt soll hier beispielhaft hervorgehoben werden, der für das Verständnis von Reuchlin zentral ist. Am Ende seiner Besprechung von Reuchlins zweifellos reiferem Werk über die Kabbala, *De arte cabalistica*, meint Brod: »wie wohl man überhaupt die Darstellung, die Reuchlin von dem Gedankeninhalt und der Bilderfülle der Kabbala gibt, als eine (nicht ganz geglückte, weil von ihm selbst nicht mit Schärfe wahrgenommene) Vereinigung zweier einander in vielem widersprechenden, dabei ungefähr zur gleichen Zeit (nicht lange vor 1300) entstandenen Systeme der jüdischen Mystik auffassen muß: dem des Abulafia und dem des Buches Sohar (Mosché de León).« (S. 437).

Der Grundfehler dieser Zusammenfassung ist der, dass Brod der Auffassung ist, als habe Reuchlin nur eine Darstellung der jüdischen Kabbala bieten wollen. Demgegenüber muss man betonen: Reuchlin schöpft zwar aus dieser jüdischen Kabbala, aber doch sehr gezielt, weil er daraus etwas Neues schaffen wollte, nämlich eine christliche Kabbala. Reuchlin hat sehr wohl die unterschiedlichen Schulzugehörigkeiten der ihm vorliegenden Texte erkannt, und eine präzise Auswahl aus ihnen getroffen.¹⁹

Reuchlin erweist sich als geschickter Kabbalist, der es

18 Dazu K.E. Grözinger, *Jüdisches Denken*, Bd. 2, »Von der mittelalterlichen Kabbala zum asidismus«, Frankfurt a. M. 2005.

19 Siehe K.E. Grözinger, »Reuchlin und die Kabbala«, in: *Reuchlin und die Juden*, ed. A. Herzig, J.H. Schoeps u. S. Rohde, Sigmaringen 1993, S. 175-187, online: <https://publishup.unipotsdam.de/opus4-ubp/frontdoor/deliver/index/docId/1696/file/groezinger1993.pdf>

vermochte, anhand der kabbalistischen jüdischen Texte Auffassungen darzustellen, die seiner eigenen humanistisch-christlich-intellektualistischen Auffassung entsprachen. In seinem *De arte cabalistica* hat er mit Hilfe der kabbalistischen Intellektsmystik der maimonidisch geprägten Schule des Abraham Abulafia die Erlangung des individuellen Heils an die individuelle Entwicklung eines jeden Menschen gebunden. Er hat gezeigt, dass das Ziel dieser Erkenntnis nichts anderes ist als die Erkenntnis Gottes, vermittelt durch den Namen des Messias »Jesus«. Der Weg zu dieser Erkenntnis ist laut Reuchlin die – kabbalistisch verstandene – Sprache, die ja dem Humanisten oberstes Erkenntnismedium war. Mit Hilfe der Lehre Asriels aus Gerona endlich hat Reuchlin vermocht, seine mystisch-intellektuell-sprachliche Messianologie an die Geschichte zu binden in einem Sinne, wie sie in der christlichen Tradition verstanden wird. Ist einmal diese Erlösungskonzeption entfaltet und deren eminente Bindung an die Sprache als das wesentliche Mittel zur Aneignung der messianischen Gotteserkenntnis bewerkstelligt, kann Reuchlin im dritten Dialog seines Buches ohne Scheu und Vorbehalte die wunderlichsten kabbalistischen Sprachtheorien vortragen. Reuchlin hat also durch die Kombination verschiedener jüdischer Traditionen und durch eine gezielte Auswahl etwas ganz Neues geschaffen – die christliche Kabbala.

Die ganze Operation gipfelt in Reuchlins »Entdeckung« des »wunderwirkenden Namens«, des Namens des christlichen Messias, der ein Ausfluss aus der Gottheit selbst, das heißt aus dessen oberstem und wesenhaften Namen JHWH sei. Gemäß dem Denken der kabbalistischen Lehre von den Gottesnamen konnte Gott, sprich das Tetragramm JHWH, in der Welt nur wirken, nachdem aus dem Tetragramm ein neuer Name hervorgegangen war. Bei Reuch-

lin lautet das so: Wollte der Unaussprechliche sich der Welt zuwenden, musste aus seinem Wesensnamen JHWH ein Wirkname hervorfliessen. Diesen Namen gewann Reuchlin durch die in der Kabbala legitime Methode der Gematria: Die hebräischen Worte »mit Erbarmen« (be-Rachamim) haben denselben Zahlwert wie der Buchstabe Sin (S). Dieser, nach einer weiteren exegetischen Operation, zwischen die beiden Hälften des Tetragrammaton eingeführte Buchstabe ergab nunmehr das bekannte Pentagramm JHSWH – also Jesu.

Auch diese typisch kabbalistische Operation hat Brod als falsch verworfen. Der Grund war dann wohl der, dass Reuchlin mit dieser Operation den Juden ihre Kabbala entwendet und christianisiert hat und die Juden dem Vorwurf aussetzte, sie würden dieses Zeugnis ihrer eigenen Kabbala für den christlichen Glauben aus Verstockung nicht anerkennen.

Das Gemeinsame all dieser unterschiedlichen Sichtweisen Reuchlins ist: Sie dienen ihren Autoren zur Klärung des Verhältnisses ihres Judentums zu Deutschland. Bei den Alten besteht es nur dank göttlicher Wunder, bei Graetz ist es die konfliktreiche Beziehung zweier Nationen, bei Geiger der Versuch der Assimilation und bei Brod die Suche eines möglichen Neubeginns nach der völligen Zerstörung. Reuchlin ist das Schibboleth der Grenzmarkierung.